



Christoph Heil/Rudolf Hoppe (Hg.)

# Menschenbilder – Gottesbilder

## Die Gleichnisse Jesu verstehen

In Zusammenarbeit mit dem Collegium Biblicum München

Patmos Verlag

## **VERLAGSGRUPPE PATMOS**

**PATMOS  
ESCHBACH  
GRÜNEWALD  
THORBECKE  
SCHWABEN**

Die Verlagsgruppe  
mit Sinn für das Leben

Für die Schwabenverlag AG ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns.  
Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten  
© 2016 Patmos Verlag der Schwabenverlag AG, Ostfildern  
[www.patmos.de](http://www.patmos.de)

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart  
Umschlagabbildung: Die Heimkehr des verlorenen Sohnes,  
Harmensz van Rijn Rembrandt 1668 © akg-images  
Gestaltung, Satz und Repro: Schwabenverlag AG, Ostfildern  
Druck: CPI books GmbH, Leck  
Hergestellt in Deutschland  
ISBN 978-3-8436-0605-9 (Print)  
ISBN 978-3-8436-0606-6 (eBook)

# Inhalt

<b>Vorwort</b> .....	8
<b>Zur Hinführung</b> .....	11
STEPHAN WITETSCHER, FREIBURG I. BR.	
<b>Gleichnisse und Gleichnisauslegung</b> .....	12
RUDOLF HOPPE, BONN/KÖLN	
<b>Synoptische Bildworte – eine Lebenslehre</b> .....	33
<b>Gottesbilder in den Gleichnissen Jesu</b> .....	45
<i>Gegenwart und Zukunft der Königsherrschaft Gottes</i> .....	47
LOTHAR WEHR, EICHSTÄTT	
<b>Die Gegenwart der Gottesherrschaft – ein Anfang, der Großes verheißt (Mk 4,3-9.26-29.30-32)</b> .....	48
LORENZ OBERLINNER, FREIBURG I. BR.	
<b>Gottes Reich – das alles übertreffende Geschenk für die Menschen (Mt 13,44-46)</b> .....	69
Das Doppelgleichnis vom Schatz im Acker und von der kostbaren Perle	
RUDOLF HOPPE, BONN/KÖLN	
<b>Gottes Einladung zum Festmahl und die Prioritäten der Eingeladenen (Lk 14,[15]16-24)</b> .....	89
Das Gleichnis im Kontext von Lk 14,1-34	
<i>Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes</i> .....	107
GERHARD HOTZE, MÜNSTER	
<b>So ist Gott (Lk 15,1-32)</b> .....	108
GERD HÄFNER, MÜNCHEN	
<b>Anstößige Güte (Mt 20,1-16)</b> .....	124
Das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg	

HEINZ GIESEN †, BONN	
<b>Das Gleichnis vom selbstgerechten Pharisäer und vom bußfertigen Zöllner – oder das Gleichnis vom barmherzigen Gott (Lk 18,9-14)</b>	144
<i>Gericht Gottes</i>	161
CLAUS-PETER MÄRZ, ERFURT	
<b>Von den zehn Jungfrauen (Mt 25,1-13)</b>	162
HANNELIESE STEICHELE, MÜNCHEN	
<b>Was am Ende zählt (Mt 25,31-46)</b>	174
Die bildhafte Rede vom Weltgericht	
<b>Menschenbilder in den Gleichnissen Jesu</b>	189
<i>Nächstenliebe und Egoismus</i>	190
HANNA-MARIA MEHRING, WIEN	
<b>Der Samaritaner als Gesetzeslehrer (Lk 10,25-37)</b>	192
Eine Strategie der Statusaufwertung für die Jesus-Gruppe	
MARKUS LAU, FREIBURG (SCHWEIZ)	
<b>Mit Lukas in das Jenseits blicken – oder: Reichtum ist gefährlich (Lk 16,19-31)</b>	217
CHRISTOPH HEIL, GRAZ	
<b>Klugheit und Phantasie (Lk 16,1-8a.8b-13)</b>	245
Die Parabel vom unehrlichen Verwalter	
<i>Vergebung erfahren – Vergebung gewähren</i>	261
SEBASTIAN SCHNEIDER, VALLENDORF	
<b>Wehrhafte Liebe (Mt 18,23-35)</b>	263
Das Gleichnis vom unbarmherzigen Knecht	

<b>Johanneische Bildreden .....</b>	277
GEORG RUBEL, EICHSTÄTT	
<b>Bleiben und Frucht bringen (Joh 15,1–8) .....</b>	278
Die Rede vom Weinstock und den Reben als Beispiel für gleichnishaft Sprache im Johannesevangelium	
 <b>Religionspädagogische und pastoraltheologische Perspektiven .....</b>	
GEORG BUBOLZ, ERKELENZ	299
 <b>Gleichnisse Jesu – Überlegungen für die Praxis im Religionsunterricht .....</b>	300
BERND LUTZ, SANKT AUGUSTIN/KÖLN	
<b>Gleichnisse – vertraut und doch so anders .....</b>	330
Pastoraltheologische Überlegungen zum Umgang mit Gleichnissen – angewendet auf Lk 15,11–32	
 <b>Literaturverzeichnis .....</b>	345
 <b>Autorinnen und Autoren .....</b>	366

# Vorwort

Wenn wir Lebensvorgänge oder Sachverhalte in Vergleichen oder Erzählungen zu erklären beabsichtigen, geschieht das immer nur in Annäherungen; diese müssen aber so weit gelingen, dass sie zur verstehenden Aneignung des Gemeinten führen. Das ist in besonderer Weise der Fall, wenn wir von Gott reden. Das Wort »Gott« verwenden wir in der Regel als Eigennamen, aber wenn wir sagen wollten, was sich dahinter verbirgt, befinden wir uns auf dem Weg der Annäherung in Vergleichen und Bildern. Das ist freilich – wenn auch in eingeschränktem Maße – der Fall, wenn wir vom Menschen reden. Wer und was der Mensch ist, können wir nicht in Definitionen und objektivierende Feststellungen fassen. »Der Mensch ist [...] das Wesen, das nicht definiert werden kann«,<sup>1</sup> sondern das stetig vor der Frage nach sich selbst steht.

Die biblische Überlieferung versteht Gott immer in Relation zum Menschen und den Menschen als den auf Gott Verwiesenen. In diesem Sinne stellte Karl Rahner fest, dass die Geschichte der Gotteserfahrung gleichzeitig auch die Geschichte der menschlichen Selbsterfahrung ist – und umgekehrt.<sup>2</sup> Daher sprach er von einer notwendigen »anthropologischen Wende« der Theologie.<sup>3</sup> Man könne über Gott theologisch nichts aussagen »ohne damit auch schon über den Menschen etwas zu sagen«.<sup>4</sup> Diese Verschränkung der Rede von Gott mit der vom Menschen führe zur praktischen Forderung, theologische Aussagen so zu formulieren, »daß der Mensch merken kann, wie das in ihnen Gemeinte mit seinem Selbstverständnis zusammenhängt, das sich in seiner Erfahrung bezeugt«.<sup>5</sup> Diese grundlegenden Einsichten mitsamt ihren Konsequenzen stellen eine dauernde Herausforderung an die Theologie dar.

Die Gleichnisüberlieferung der Evangelien trägt diesem Sachverhalt Rechnung. In ihr spricht Jesus von der Herrschaft Gottes und deckt den Menschen in seinen Grenzen und seiner eigenen Fraglichkeit auf: Kann der ältere Sohn im Gleichnis vom verlorenen Sohn (Lk 15,11–32) über seinen Schatten springen? Können die Arbeiter, die im Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg (Mt 20,1–16) den

ganzen Tag über gearbeitet haben, ihren Neid überwinden und zu einer neuen Erkenntnis von Gerechtigkeit kommen?

Die Gleichniserzählungen der synoptischen Evangelien und die johanneischen Bildreden stellen uns vor die Herausforderung der Frage nach Gott *und* Mensch. Der vorliegende Band macht den Versuch, diese Polarität in den Vordergrund zu rücken. Dem will der Aufbau dieses Gleichnisbuches Rechnung tragen: Einer gleichnistheoretischen Einleitung folgt die Frage nach Mensch und Gott in exemplarisch ausgewählten synoptischen Bildworten. Dem schließen sich eine Darstellung von Gottesbildern und eine solche nach Menschenbildern in den Gleichnissen Jesu an, wobei beide Perspektiven immer in Korrespondenz zueinander stehen. Eine Auslegung der johanneischen Bildreden in exemplarischer Behandlung von Joh 15,1–8 schließt den exegesischen Teil des Bandes ab. Die Frage nach der Rezeptionsmöglichkeit und Rezeptionsnotwendigkeit der neutestamentlichen Gleichnisüberlieferung nehmen abschließende religionspädagogische und pastoral-theologische Perspektiven in den Blick.

Der vorliegende Band entstand im Kontext des Collegium Biblium München. Ursprünglich aus dem Schülerkreis von Prof. Dr. Otto Kuss († 1991) an der Universität München hervorgegangen und von Prof. Dr. Josef Hainz weitergeführt, sieht sich das CBM auch heute dessen grundsätzlicher methodischer Ausrichtung verpflichtet: der historisch-kritischen *und* theologischen Auslegung des Neuen Testaments.

Bei drei Jahrestagungen des CBM von 2011 bis 2013 wurde das Gleichnisprojekt geplant und in Einzelbeiträgen vorgetragen:

16./17.9.2011 in Schmerlenbach bei Aschaffenburg

21./22.9.2012 in Passau

13./14.9.2013 in München

Während dieser Tagungen diskutierten langjährige CBM-Mitglieder und Gäste verschiedener Altersgruppen und theologischer Arbeitsbereiche die vorgelegten Entwürfe. Die Mehrheit ist im universitären Bereich tätig, einige brachten Perspektiven aus dem schulischen Religionsunterricht oder der Akademiearbeit ein. Diese große Vielfalt spiegelt sich auch in den Auslegungen dieses Bandes. Allen, die einen Bei-

trag übernommen haben, sei für die Mitarbeit am Projekt herzlich gedankt. Wir hoffen, dass das vorliegende Buch eine Hilfe zum praktischen Umgang mit den Gleichnissen in Schule und Gemeinde ist.

In den Beiträgen wird Literatur mit Kurztiteln zitiert. Ein Gesamtverzeichnis der verwendeten Literatur findet sich am Ende des Bandes. Bei der formalen Vereinheitlichung und Korrektur des Manuskripts wurde Christoph Heil von seiner Sekretärin am Grazer Institut für Neutestamentliche Bibelwissenschaft, Frau Elke Handl-Prutsch, und seinen studentischen Mitarbeitern sehr unterstützt, wofür wir herzlich danken. Besonders danken wir Herrn Verlagslektor Volker Sühs für die engagierte und geduldige verlegerische Betreuung und dem Patmos-Verlag für die bewährte Zusammenarbeit.

*Graz/Köln im März 2016*

*Christoph Heil und Rudolf Hoppe*

### **Anmerkungen**

- 1 Pröpper, Anthropologie I 31. In der Fortführung dieses Satzes zitiert Pröpper K. Rahner, Grundkurs 215: »die zu sich selbst gekommene Undefinierbarkeit«.
- 2 Rahner, Selbsterfahrung 135–137.
- 3 Rahner, Theologie 43 u. ö.
- 4 Ebd. 43.
- 5 Ebd. 60.

# Zur Hinführung

# Gleichnisse und Gleichnisauslegung

Stephan Witetschek, Freiburg i. Br.

Sie halten ein Arbeitsbuch zu den Gleichnissen Jesu in Händen. Vermutlich sind die Gleichnisse Jesu aber kein völliges Neuland für Sie. Im einen oder anderen Kontext, sei es im Gottesdienst oder im Religionsunterricht (vielleicht sogar im Deutschunterricht), sind Sie wahrscheinlich schon Texten aus den Evangelien begegnet, die man gewöhnlich »Gleichnisse« oder »Parabeln« nennt: Jesus erzählt eine anschauliche Geschichte und will damit etwas über Gott sagen. Denken Sie an das Gleichnis vom verlorenen Sohn (oder: vom barmherzigen Vater, Lk 15,11–32). Manchmal wollen Gleichnisse auch etwas über unser Handeln aussagen. Denken Sie an das Gleichnis vom unbarmherzigen Knecht (Mt 18,23–35).

Wenn Sie dieses Buch zur Hand nehmen, sind Sie aber nicht einfach damit zufrieden, dass bestimmte Texte eben »Gleichnisse« oder »Parabeln« heißen und dass in ihnen »irgendwie« ein übertragener Sinn steckt. Vielleicht haben Sie sich auch schon über manche Auslegungen dieser Geschichten geärgert, konnten aber nicht genau benennen, was sie daran gestört hat. Dieses Buch möchte Sie nun an die wissenschaftliche Arbeit mit Gleichnissen heranführen. Damit ist vor allem gemeint: Wenn wir einen Text auslegen, geben wir nicht subjektive Lese-Eindrücke zum Besten, sondern wir wollen unser Verständnis der Texte anhand von benennbaren Kriterien entwickeln und unsere Entscheidungen mit Argumenten begründen.

Dieses Kapitel möchte vor allem klären, was ein Gleichnis bzw. eine Parabel eigentlich ist (1.–2.) und wie man diese Texte auslegen kann (3.). Außerdem wird kurz die Frage angeschnitten, ob und wie man die Gleichnisse, die im Neuen Testament überliefert sind, als Gleichnisse Jesu verstehen kann (4.).

## 1. Was ist ein Gleichnis?

Ihnen ist sicher schon aufgefallen, dass hier die Wörter »Gleichnis« und »Parabel«<sup>1</sup> nebeneinander verwendet werden. Beide bezeichnen vorerst Texte, deren Bedeutung über ihren Wortlaut hinausgeht, die also einen übertragenen Sinn haben. Man nennt das »bildhafte Rede« oder auch »uneigentliche Rede«.<sup>2</sup> Wir werden weiter unten sehen, dass die Kategorie »Gleichnis« etwas breiter ist,<sup>3</sup> während »Parabel« eine ziemlich große Untergruppe von Gleichnissen darstellt. Vorerst werden wir uns vor allem auf »Parabeln« konzentrieren. Das liegt nicht nur daran, dass sich an dieser Klasse von Gleichnissen manche Merkmale besonders deutlich zeigen lassen. Es liegt auch an der neueren Entwicklung der Gleichnisforschung, die durch ein großes Forschungsprojekt vorangetrieben wurde: In den Jahren 2007 und 2008 erschienen unter Federführung von Ruben Zimmermann zwei maßgebliche Werke: das umfassende »Kompendium der Gleichnisse Jesu«<sup>4</sup> und der begleitende Sammelband »Hermeneutik der Gleichnisse Jesu«.<sup>5</sup> In den Buchtiteln ist zwar immer noch von Gleichnissen die Rede, doch Zimmermann arbeitet nur mit dem Begriff »Parabel«. Er definiert »Parabel« folgendermaßen:

»Eine Parabel ist ein kurzer narrativer (1), fiktionaler (2) Text, der in der erzählten Welt auf die bekannte Realität (3) bezogen ist, aber durch implizite oder explizite Transfersignale zu erkennen gibt, dass die Bedeutung des Erzählten vom Wortlaut des Textes zu unterscheiden ist (4). In seiner Appellstruktur (5) fordert er einen Leser bzw. eine Leserin auf, einen metaphorischen Bedeutungstransfer zu vollziehen, der durch Ko- und Kontextinformationen (6) gelenkt wird.«<sup>6</sup>

Wie die meisten Definitionen, ist auch diese Definition ziemlich dicht formuliert. Versuchen wir, uns die einzelnen Punkte zu erschließen.

**(1) Narrativ.** Als Parabel kann demnach nur ein Text gelten, der eine Geschichte erzählt; das unterscheidet Parabeln von anderen Arten bildhafter Rede: Vergleiche, Bildworte oder »bloße« Metaphern sind damit ausgeschlossen. Aber was bedeutet es, positiv gesagt, dass ein Text narrativ ist? In der neueren erzähltheoretischen Forschung legt

man vor allem Wert darauf, dass ein narrativer Text (a) eine erzählte Welt konstruiert und sie mit Figuren bevölkert, und dass (b) sich in dieser erzählten Welt Zustände verändern, so dass es eine zeitliche Ordnung, ein klares Vorher und Nachher gibt – mit anderen Worten: dass Handlung stattfindet.<sup>7</sup> Damit ist allerdings auch noch keine völlig trennscharfe Definition gewonnen, denn man kann immer noch diskutieren, wie weit der Begriff »Handlung« zu fassen ist: Ist ein Text auch dann narrativ, wenn er beschreibt, dass ein Akteur *nicht* handelt? Wie steht es mit Texten, die keine einmalige Handlung, sondern ein andauerndes oder gewohnheitsmäßiges Geschehen (z. B. Besitzverhältnisse, Wachstum, vegetative Vorgänge) beschreiben? Einige Grenzfälle dürften die Problematik verdeutlichen:

### **Übungsaufgabe 1:**

Überlegen Sie, ob folgende Texte *als Parabeln* narrativ sind. Sammeln Sie Argumente dafür und dagegen, und begründen Sie jeweils Ihre Entscheidung.

- a) Mt 6,25–30 par. Lk 12,22–28 (Raben und Lilien)
- b) Mt 7,15–20 par. Lk 6,43–45 (Baum und Frucht)
- c) Mt 11,16–17 par. Lk 7,31–32 (Kinder auf dem Marktplatz)
- d) Mt 15,14 par. Lk 6,39 (Blinde Blindenführer)
- e) Mk 2,18–20 (Antworten auf die Fastenfrage)
- f) Mk 4,26–29 (Die von selbst wachsende Saat)
- g) Mt 13,52 (Ein Schriftgelehrter und Jünger des Himmelreiches)
- h) Joh 10,1–5 (Der gute Hirte)
- i) Joh 15,1–8 (Weinstock und Reben)

Halten wir fest: Es gibt im Neuen Testament auch bildhafte Texte, die nicht narrativ sind. Auch diese werden zu den Gleichnissen gezählt; man nennt sie »Gleichnisse im engeren Sinn« oder »Bildworte«. Die Frage nach der Differenzierung von Gleichnissen und/oder Parabeln wird uns weiter unten (s. u. 2) noch beschäftigen.

**(2) Fiktional.** Eine Parabel gestaltet ihre eigene erzählte Welt, in der ihre Handlung spielt. Sie ist von ihrem Erzähler nach dessen Vorstellungen gestaltet. Mit anderen Worten: Was in einer Parabel pas-

siert, passiert, weil der Erzähler das so will. Die Handlung, die in einer Parabel erzählt wird, sollte zwar plausibel sein (s. u. 3), aber eine Parabel will uns nicht über Ereignisse informieren, die sich tatsächlich zugetragen haben. Es wäre ein Missverständnis, zu fragen, wie der König von Mt 18,23–35 hieß, über welches Königreich er herrschte und in welchem Verhältnis er zum Römischen Reich stand. Die Informationen, die uns der Erzähler bietet, müssen für das Verständnis der Geschichte genügen.<sup>8</sup> Es wäre auch ein Missverständnis, das Gleichnis vom barmherzigen Samariter (Lk 10,30–35) als Beleg für einen tatsächlichen Raubüberfall zu betrachten, der sich zur Zeit Jesu ereignet haben soll.<sup>9</sup> Wenn man verstanden hat, dass Parabeln (und andere Gleichnisse) fiktionale Texte sind, und dass sie auf eine bestimmte Aussage hin gestaltet sind (s. u. 4), kann man an diese Texte die Fragen stellen, die wirklich helfen, sie zu verstehen.

### **Übungsaufgabe 2:**

Stellen Sie sich vor, der König von Mt 18,23–35 wäre ausdrücklich als Aretas IV., König des im heutigen Jordanien und Syrien gelegenen Nabatäerreiches, identifiziert. Wäre der Text dann noch ein Gleichnis? Warum bzw. warum nicht?

Das Merkmal »fiktional« trifft vor allem auf erzählende Gleichnistexte zu. Kann man auch nicht-narrative Gleichnistexte als fiktional bezeichnen? In Übungsaufgabe 1 haben Sie wahrscheinlich einige Gleichnisse als nicht-narrativ bestimmt. Auch diese Texte kann man in einem gewissen Sinn fiktional nennen, denn sie haben nicht den Anspruch, einen bestimmten Baum oder einen bestimmten Hirten zu beschreiben, sondern bei den Hörern und Lesern eine bestimmte Vorstellung zu erzeugen.

**(3) Realitätsbezug.** Dieses Kriterium steht in einer gewissen Spannung zur Fiktionalität (2). Parabeln handeln nicht von Ereignissen, die sich tatsächlich zugetragen haben, aber was in Parabeln erzählt wird, *könnte* sich so zugetragen haben: Was erzählt wird, ist prinzipiell plausibel.<sup>10</sup> Was in einer Parabel erzählt wird, muss kein alltäglicher Vorgang sein (denken Sie an das Gleichnis von den Arbeitern im

Weinberg, Mt 20,1–16). Aber das, was in der Erzählung vorkommt, sollte uns als Hörern und Lesern prinzipiell vertraut sein.<sup>11</sup> Ein Text, der von Tagelöhnnern in einem Weinberg handelt, kann also gut als Gleichnis funktionieren. Ein Text, der von schwarz-rosa gestreiften Schildkröten auf Fahrrädern handelt, kann das nicht so gut. Auch wenn Gleichnisse nicht narrativ sind (sondern Bildworte), handeln sie von etwas, das den Hörern und Lesern vertraut ist, entweder aus eigener Anschauung (z. B. Fischfang, Aussaat, Hochzeit) oder aus der populären Tradition (z. B. Weinberg, Hirt und Herde).<sup>12</sup> So kann das Gleichnis seinen Zweck erfüllen, etwas Abstraktes (z. B. das Königstum Gottes) anschaulich zu machen.<sup>13</sup> Als Leser und Hörer sollen wir den Transfer vom Erzählten zum Gemeinten leisten können (s. u. 4 und 5). Wenn wir das leisten wollen, müssen wir zuerst mit dem Erzählten etwas anfangen können.

### **Übungsaufgabe 3:**

Lesen Sie in mindestens vier Kommentaren zum Markusevangelium die Auslegung des Gleichnisses vom Sämann (Mk 4,3–9). Wird die Arbeitsweise des Sämanns als normal oder als ungewöhnlich beurteilt? Welche Konsequenzen hat dieses Urteil für die Auslegung des Gleichnisses?

**(4) Unterschied zwischen dem Wortlaut und dem Gemeinten.** Jetzt kommen wir zum Kern der Sache! Ein Gleichnis hat übertragene Bedeutung, es verweist über sich hinaus auf etwas anderes und gewinnt dadurch erst seine Relevanz für die Leser und Hörer. Mit *Relevanz* ist gemeint, dass der Text seinen Lesern und Hörern einen Mehrwert bietet, also brauchbare Information oder einen wichtigen Appell, den sie verstehen können. Um es an einem Beispiel zu verdeutlichen: Das Bildwort vom Baum und den Früchten (Mt 7,16–20; 12,33–35 par. Lk 6,43–45) erschöpft sich nicht in der botanischen Information, dass man einen Baum an seiner Frucht erkennt. Das wäre banal. Wenn aber diese banale Tatsache eigens ausgesprochen wird, ahnen wir als Hörer bzw. Leser schon, dass wohl »mehr« gemeint ist als nur eine botanische Binsenweisheit.<sup>14</sup> Anders gewendet: Wir unterscheiden zwischen der *Bildebene*, also dem Text des Gleichnisses, wie es uns

vorliegt, und der *Sachebene*, also dem, worauf das Gleichnis verweist. Wir rechnen damit, dass wir einen Transfer von der Bildebene auf die Sachebene leisten müssen, um das Gleichnis zu verstehen.

So weit ist aber noch nicht viel gewonnen: Wenn wir annehmen, dass ein Text übertragene Bedeutung hat, dann müssen wir dafür zumindest Indizien benennen können, also Signale im Text oder in seiner unmittelbaren Umgebung, die uns darauf hinweisen, dass er tatsächlich nicht nur das bedeutet, was er eben buchstäblich aussagt (denken Sie noch einmal an den Baum und die Früchte), sondern dass in ihm ein Mehrwert steckt, den es zu erschließen gilt. Mögliche Signale dafür werden wir unter (5) und (6) besprechen. Vorerst halten wir fest: Es ist ein notwendiges Merkmal von Gleichnissen jeglicher Art, dass ihre Bedeutung jenseits des Wortlautes liegt.

#### **Übungsaufgabe 4:**

Überlegen Sie, ob die Erzählung vom Pharisäer und vom Zöllner (Lk 18,9–14) ein Gleichnis ist. Sammeln Sie Argumente dafür und dagegen.

**(5) Appellstruktur.** Wenn Sie die Übungsaufgabe 4 bearbeitet haben, haben Sie sich vermutlich schon nach den Kriterien gefragt, mit denen man entscheidet, ob ein Text übertragene Bedeutung hat oder nicht. Im Beispiel Lk 18,9–14 gibt der Text widersprüchliche Hinweise: Am Anfang (18,9) wird die Geschichte als *parabolé* (Gleichnis/Parabel) eingeführt. Wir erwarten also, dass sie etwas anderes bedeutet als sie vordergründig aussagt. Die Erzählung spricht aber »Klartext«.<sup>15</sup>

Trotzdem haben wir auf diese Weise schon einmal ein mögliches Signal kennen gelernt, mit dem ein Text darauf verweist, dass er übertragene Bedeutung hat (man nennt das ein *Transfersignal*):<sup>16</sup> In Lk 18,9–14 platziert der Autor ein Transfersignal, indem er die folgende Erzählung ausdrücklich als *parabolé* einführt. Das kommt in den synoptischen Evangelien öfter vor,<sup>17</sup> aber längst nicht bei allen Texten, die wir als Gleichnisse bezeichnen.

Wir müssen uns also nach weiteren Signalen umschauen. Häufig finden wir Transfersignale am Anfang und am Schluss von Gleichnissen:<sup>18</sup> Viele Gleichnisse sind durch *Einleitungsformeln* markiert, die

schon darauf hinweisen, dass ein Vergleich vorliegt (z. B.: »Das König-  
tum Gottes ist wie ...«). Diese Einleitung kann auch stark verkürzt  
werden, wie z. B. in Mt 25,14 (»So wie ...«). Auch der *Schluss* kann  
eine Texteinheit als Gleichnis ausweisen, wenn er im »Klartext« ihre  
Deutung bietet. Manchmal ist das eine veritable Auslegung (z. B.  
Lk 18,6–8) oder eine Sentenz (z. B. Lk 17,10: »So auch ihr: ...«) oder  
auch die Anwendung des Gesagten (z. B. Lk 14,33: »So ...«). Ein deut-  
liches Transfersignal ist auch der »Weckruf«: »Wer Ohren hat (zu  
hören), soll hören!« (Mk 4,9.23 parr.; Lk 14,35). Damit werden wir als  
Hörer/Leser nicht nur zum Bedeutungstransfer aufgerufen, sondern  
auch dazu, das Erkannte anzuwenden. Auch dieser Aufruf zur Aneig-  
nung und Anwendung gehört zur Appellstruktur von Gleichnissen.

Doch auch wenn eine Texteinheit keine explizite Einleitungs- oder  
Schlusspassage hat, die sie als Gleichnis ausweist, kann es in der Er-  
zählung selbst Transfersignale geben: So ist das stereotype »Ein gewis-  
ser Mensch (*ánthrōpós tis*) ...« (z. B. Lk 14,16) ein Signal dafür, dass es  
in der folgenden Erzählung nicht um eine konkrete Begebenheit geht,  
die um ihrer selbst willen erzählt wird. Auch der Rekurs auf Alltäg-  
lich-Einleuchtendes kann darauf hindeuten, dass das Folgende über-  
tragene Bedeutung hat: Denken Sie an die Einleitung: »Was dünt  
euch?« (Mt 18,12) oder an den direkten Verweis auf das »Bildfeld«:  
»Schaut auf die Vögel des Himmels, ...« (Mt 6,26) bzw. »Beobachtet  
die Raben, ...« (Lk 12,24). Schließlich gibt es auch Gleichniselemente,  
die von vornherein »verdächtig« sind, weil sie in der Tradition schon  
vorgeprägt sind. Denken Sie an das Bild des Weinbergs, das schon in  
Jes 5,1–7 als Bild für das Gottesvolk etabliert ist. Wenn in Jesus zuge-  
schriebenen Aussprüchen ebenfalls häufig von einem Weinberg die  
Rede ist, liegt der Verdacht nahe, dass es nicht um Detailfragen des  
Weinbaus geht, sondern dass ein *Bildspender* aus der Tradition Israels  
herangezogen wird, um eine übertragene oder uneigentliche Aussage  
zu machen. Das gleiche gilt etwa für einen König als beliebte Erzäh-  
figur in Parabeln (Mt 18,23; 22,2; Lk 14,32). Auch hier bleiben die  
Erzählfürger namenlos und die Erzählung somit offen für eine über-  
tragene Bedeutung.

Wir halten fest, dass Gleichnisse selbst *Transfersignale* enthalten, also darauf hinweisen, dass sie als Gleichnisse verstanden werden wollen. Umgekehrt gilt: Wenn ein Text kein Transfersignal aufweist, ist es nicht ratsam, ihm eine übertragene Bedeutung beizulegen.

### **Übungsaufgabe 5:**

Benennen Sie die Transfersignale in folgenden Gleichnissen (ein Gleichnis kann auch mehrere Transfersignale enthalten):

- a) Mt 20,1–16 (Arbeiter im Weinberg)
- b) Mt 22,1–14 (Gastmahl nach Matthäus)
- c) Mt 25,1–13 (Jungfrauen)
- d) Mt 25,14–30 (Minen/Talente nach Matthäus)
- e) Mk 2,19–22 (Antworten auf die Fastenfrage)
- f) Mk 3,23–27 (Beelzebul)
- g) Lk 10,30–37 (Barmherziger Samariter)
- h) Lk 14,16–24 (Gastmahl nach Lukas)
- i) Lk 19,11–27 (Minen/Talente nach Lukas)

**(6) Lenkung durch Ko- und Kontextinformationen.** Dieses Merkmal präzisiert eigentlich nur das oben Ausgeführte. Die Transfersignale können aus dem literarischen Zusammenhang des Gleichnisses kommen; das ist hier (nach Rüdiger Zymner) mit Ko-Text gemeint. Das ist etwa der Fall, wenn eine Texteinheit ausdrücklich als Gleichnis bezeichnet wird, oder wenn sie eine entsprechende Einleitung und/ oder Schlusswendung hat. Unter »Kontext« versteht Zymner den Bestand an kulturellem Wissen, die »Enzyklopädie«, die Autor und Hörer/Leser der Gleichnisse teilen. In unserem Fall ist das die Kenntnis der jüdischen Bibel (heute im christlichen Bereich als »Altes Testament« bekannt), aber auch die Kenntnis von technischen Abläufen, wirtschaftlichen Zusammenhängen oder Herrschaftsstrukturen.

### **Übungsaufgabe 6:**

Weisen Sie die Transfersignale, die Sie in Übungsaufgabe 5 festgestellt haben, dem Ko-Text oder dem Kontext der Gleichnisse zu.

## 2. Alles Parabel, oder was?

Ihnen ist sicher aufgefallen, dass die Wortwahl immer noch zwischen »Parabel« und »Gleichnis« schwankt. Vielleicht haben Sie auch den Eindruck, dass die begriffliche Differenzierung anhand von Parametern wie »Narrativität« doch nur ein müßiges Glasperlenspiel ist, das doch nicht zum »Eigentlichen«, zur theologischen Aussage dieser Texte, führt. Dennoch möchte ich Ihnen im Folgenden einige Überlegungen in Auseinandersetzung mit der neueren Forschung zumuten. Es wird sich nämlich zeigen, dass diese Fragen der Zuordnung für das Verständnis der Gleichnisse durchaus von Bedeutung sind.<sup>19</sup>

Zunächst gehen wir aber über ein Jahrhundert zurück, an die Anfänge der modernen Gleichnismorschung.<sup>20</sup> Im Jahre 1886 publizierte Adolf Jülicher (1857–1938) – als Lizentiatsarbeit! – den ersten Band seines Werkes *Die Gleichnisreden Jesu*. 1899 erschien er in zweiter Auflage zusammen mit dem zweiten Band, in dem Jülicher alle neutestamentlichen Gleichnisse seiner Theorie gemäß auslegte.

Dabei unterschied Jülicher mehrere Untergruppen von Gleichnissen, eine Unterscheidung, die bis in die Gegenwart maßgeblich ist:

*Gleichnisse* im engeren Sinn sind bildhafte Ausdrucksweisen, die aus der alltäglichen Erfahrung schöpfen und im Ganzen einen theologischen oder ethischen Gedanken durch den Vergleich mit einem Sachverhalt aus dem alltäglichen Erfahrungsbereich illustrieren, ohne ihrerseits der Deutung zu bedürfen.

*Parabeln* sind, anders als Gleichnisse im engeren Sinn, (a) kleine Erzählungen, die (b) typischerweise in einem Vergangenheitstempus formuliert sind, und (c) die nicht von Alltäglichem handeln, sondern um der Sachaussage willen auch extravagant, wenn nicht gar exzentrisch konzipiert sein können.<sup>21</sup>

Daneben bestimmte Jülicher die *Beispielerzählungen* als eine eigene Untergruppe von Gleichnissen. Freilich umfasst diese Untergruppe nur vier Texte aus dem Lukasevangelium: Lk 10,30–37; 12,16–20; 16,19–31; 18,9–14. Eigentlich sind diese gar keine Gleichnisse mehr, weil sie nicht den Transfer von der lebensweltlichen Bildebene auf die

religiöse oder ethische Sachebene verlangen,<sup>22</sup> sondern als Illustration des sachlich Gemeinten dienen.

Damit hatte Jülicher ein leistungsfähiges Modell für die Gleichnisauslegung vorgelegt.<sup>23</sup> Es war aber nicht über Kritik erhaben: In den synoptischen Evangelien gibt es nämlich eine Reihe von Texten, die sich nicht leicht als »Gleichnis« oder »Parabel« einordnen lassen, weil nicht ganz klar ist, ob und inwiefern diese Texte überhaupt Erzählungen sind. Denken Sie an die Texte, die Sie bei Übungsaufgabe 1 bearbeitet haben. Zur Unklarheit hat sicher auch beigetragen, dass Jülicher bei der Abgrenzung von »Gleichnis« und »Parabel« formale Kriterien (Narrativität, Tempus) und inhaltliche Kriterien (Alltäglichkeit ↔ Besonderheit) vermischt.

Als Beispiel für einen alternativen Ansatz sei die Klassifizierung vorgestellt, die Klyne Snodgrass im Jahre 2008 vorgelegt hat.<sup>24</sup> Er unterscheidet insgesamt sechs Klassen von Gleichnistexten:

- Similitudes (Gleichnistexte, die keinen sich entwickelnden Plot haben).
- Interrogative Parables (Rhetorische Fragen, die Selbstverständlichkeiten ansprechen).
- Double Indirect Narrative Parables (Erzählungen, die weder den Leser direkt ansprechen [sondern nur Erzählfiguren innerhalb des Evangeliums], noch das eigentlich gemeinte Thema – also Parabeln).
- Juridical Parables (Gleichniserzählungen, die durch ihre Plausibilität auf der Bildebene den Hörer dazu herausfordern, auf der Sachebene sein eigenes Denken und/oder Handeln zu verurteilen – so wie Nathans Lamm-Parabel in 2 Sam 12,1–14).
- Single Indirect Narrative Parables (Erzählungen, die zwar nicht den Leser direkt ansprechen [sondern nur Erzählfiguren innerhalb des Evangeliums], wohl aber das eigentlich gemeinte Thema; Beispiel-erzählungen).
- »How Much More« Parables (Schlussverfahren vom Geringeren auf das Größere [*a minori ad maius*]: »Wenn schon X, um wieviel mehr dann Y?«).

## Übungsaufgabe 7:

Ordnen Sie die folgenden Gleichnisse nach den Systematiken von Jülicher und von Snodgrass ein:

- a) Mt 7,9–11 par. Lk 11,11–13 (Bittende Kinder)
- b) Mk 4,3–9 (Sämann)
- c) Mk 13,28–29 (Feigenbaum)
- d) Lk 7,40–47 (Zwei Schuldner)
- e) Lk 15,8–10 (Frau und Drachme)
- f) Lk 17,37 (Aas und Geier)

Man kann allerdings fragen, ob diese weitere Untergliederung wirklich zu einem Erkenntnisgewinn führt, zumal sie nicht völlig trennscharf ist: Die Klassen der »Interrogative Parables« und der »How Much More« Parables überschneiden sich jedenfalls weitgehend.

Die massivere Kritik an Jülichs Theorie geht jedoch in die entgegengesetzte Richtung. Ruben Zimmermann lehnt die Binnendifferenzierung, die Jülicher in die Klasse der Gleichnisse eingebbracht hat, kategorisch ab. Sein zentrales Argument ist: Die Evangelisten verwenden für verschiedene Arten von Gleichnissen denselben Gattungsbe- griff: *parabolé*.<sup>25</sup> Das wusste Jülicher auch. Aber für Jülicher waren die Gattungszuschreibungen der Evangelisten nicht unantastbar; er hielt sie für unpräzise und fehlerhaft.<sup>26</sup> Für Zimmermann ist hingegen das »Gattungsbewusstsein« der Evangelisten entscheidend: Wenn die Evangelisten verschiedene Texte mit ein und demselben Begriff bezeichnen, dann gehören diese Texte einer Gattung an; die weitere Bin- nendifferenzierung innerhalb der Gattung ist unzulässig.<sup>27</sup> So verwen- det Zimmermann für sämtliche gleichnishaften Texte der Evangelien das aus dem Griechischen übernommene Wort »Parabeln«.

Damit erlegt sich die Forschung eine Selbstbeschränkung auf: Man verwendet nur die Gattungsbegriffe, die auch schon die Evangelisten verwendet haben. Das ist sicher eine heilsame Abkehr vom Optimis- mus Jülichs, der die Gleichnisse Jesu besser zu verstehen meinte als die Evangelisten selbst. Andererseits muss man aber fragen, ob diese Selbstbeschränkung für das Verständnis der Gleichnisse wirklich einen Fortschritt bedeutet.

Anders gewendet: Verwenden die Synoptiker das Wort *parabolé* wirklich als belastbare Gattungsbezeichnung im literaturwissenschaftlichen Sinn? Im Markusevangelium wird durchaus darüber reflektiert, dass Jesus in *paraboláí* redet (v. a. Mk 4,10–12). Allerdings wird die *parabolé* nicht formal bestimmt, als eine Textsorte mit bestimmten äußereren Merkmalen. Das Wort *parabolé* bezeichnet hier insgesamt die uneigentliche Rede, die Außenstehende nicht verstehen können. Das ist ein inhaltliches Kriterium, das sich nicht gut eignet, um eine Gattung abzugrenzen. Wenn wir einen Seitenblick ins Lukasevangelium wagen, werden wir – im Blick auf die Gattungsfrage – auch nicht klüger: Lukas verwendet das Wort *parabolé* zwar ziemlich häufig, aber er bezeichnet damit Texte, die nach ihren äußereren Merkmalen sehr unterschiedlich erscheinen: etwa das Sprichwort »Arzt, heile dich selbst« (Lk 4,23), das als rhetorische Frage formulierte Wort von den blinden Blindenführern (Lk 6,39), aber auch das nur bedingt bildhafte Mahnwort über die Wahl der Plätze (Lk 14,7–11), ebenso wie die Erzählung vom Pharisäer und vom Zöllner (Lk 18,9–14) und das Gleichnis von den Talenten (Lk 19,11–27). Gemeinsam ist ihnen nur, dass sie (auch) eine übertragene Bedeutung haben (können). Ob dieser Befund ausreicht, um ein »Gattungsbewusstsein« festzustellen, scheint fraglich.

Ruben Zimmermann hat auf manche Schwächen in Jülichers Systematik aufmerksam gemacht. Auch wenn man seine Alternative (»Parabeln – sonst nichts!«) nicht völlig überzeugend findet, kann man doch die Gattungskriterien Jülichers nicht mehr unbesehen übernehmen. Festhalten sollten wir aber eine grundlegende Unterscheidung: Unter den gleichnishaften Textstücken in den Evangelien, die wir allgemein »Gleichnisse (im weiteren Sinn)« nennen, sind manche narrativ: Sie erzählen eine Geschichte. Nennen wir sie mit Jülicher »Parabeln«. Andere sind nicht narrativ: Sie beschreiben einen Zustand. Nennen wir sie »Gleichnisse (im engeren Sinn)« oder auch – besser<sup>28</sup> – »Bildworte«. Die Unterscheidung ist jetzt also nicht vom Inhalt bestimmt, sondern von einem formalen Merkmal, nämlich der *Narrativität*.<sup>29</sup> Die Zuordnung mag in manchen Fällen nicht ganz eindeutig sein. Das heißt aber nicht, dass die Unterscheidung generell unmöglich

lich oder unzulässig wäre, sondern dass wir uns genau überlegen müssen, was »narrativ« eigentlich bedeutet – und was nicht.<sup>30</sup>

### 3. Wie versteht man Gleichnisse?

Bislang haben wir uns immer noch nicht wirklich mit der Frage beschäftigt, wie Gleichnisse eigentlich zu verstehen sind. Dafür gehen wir wieder zurück zum Anfang der modernen Gleichnissforschung bei Adolf Jülicher.

Worum ging es Jülicher? Ihn störte die »allegorische« Auslegung der Gleichnisse, die zu seiner Zeit verbreitet war und die Sie vielleicht aus methodisch unreflektierten Bibelkreisen oder Predigten kennen: Dabei wurde (bzw. wird) vorausgesetzt, dass das Gleichnis ein verschlüsselter Text ist, den man entschlüsseln muss. Genauer: *Jedes einzelne Element* im Gleichnis steht für etwas anderes. Der Text, so wie er vorliegt, gilt zunächst als unverständlich. Dabei gibt es aber keine klaren Kriterien dafür, was der »Code« sein soll, und so geraten die Auslegungen oft ziemlich subjektiv und willkürlich.

Dagegen setzte Jülicher seine Auffassung, dass Jesus sich unmittelbar verständlich ausgedrückt habe (genau genommen ist das eine dogmatische Setzung) und dass – wenn überhaupt – erst die Evangelisten seine klaren und er-klärenden Gleichnisse als dunkle Allegorien missverstanden und entsprechend ausgestaltet und überliefert hätten.<sup>31</sup>

Im Sinne dieser Klarheit nahm Jülicher an, dass die Gleichnisse Jesu nicht, wie Allegorien, *viele* Transfers von der Bildebene auf die Sachebene vollziehen, sondern dass die Gleichnisse kohärente Bilder seien, die nur *einen* Bezugspunkt auf der Sachebene haben. Daher definierte er die (nicht erzählenden) Gleichnisse folgendermaßen:<sup>32</sup>

»Ich definiere das Gleichnis als diejenige Redefigur, in welcher die Wirkung eines Satzes (Gedankens) gesichert werden soll durch Nebenstellung eines ähnlichen, einem andern Gebiet angehörigen, seiner Wirkung gewissen Satzes. Ausgeschlossen ist damit jede Verwechslung und Vermengung mit der Allegorie als derjenigen Redefigur, in welcher eine zusammenhängende Reihe von Begriffen (ein Satz oder

Satzkomplex) dargestellt wird vermittelst einer Reihe von ähnlichen Begriffen aus einem andern Gebiete.«

Damit müsste es im Prinzip möglich sein, jedes Gleichnis auf genau einen theologischen oder ethischen Satz zurückzuführen. Sie ahnen schon: Wenn man das konsequent durchführt, kommt man dazu, das Gleichnis nur als codierte Fassung eines – meistens – recht banalen Satzes zu verstehen. Den oft sehr komplex ausgeführten Bildern, die wir in den Evangelien antreffen, wird das sicher nicht gerecht.<sup>33</sup> Sicher, ein Gleichnis hat ein bestimmtes Thema, *eine Pointe*. Kurt Erlemann kann in diesem Sinn das Gleichnis mit einem gut erzählten Witz vergleichen.<sup>34</sup> Aber die Art und Weise, wie Gleichnisse insgesamt erzählt bzw. dargestellt werden, hat einen Einfluss auf ihre Aussage. Mit anderen Worten: Das ganze *Bildfeld* samt seinen Figuren (Männer, Frauen, Kinder, Könige, reiche Leute, Sklaven, ...) und seinen Konventionen ist zu berücksichtigen.<sup>35</sup> Damit ist das Gleichnis zwar noch nicht als Allegorie gedeutet, aber der Weg zur allegorischen Auslegung (*Allegorese*) wird nachvollziehbar.<sup>36</sup>

Manchmal beobachtet man auch in der Überlieferung der Gleichnisse, dass die Erzählung zunehmend als Allegorie verstanden wird. Dann wird die Erzählung (Bildebene) so gestaltet, dass sie möglichst in allen ihren Elementen für die eigentlich gemeinte Aussage (*Sachebene*) durchsichtig wird. Man erkennt das daran, dass die Handlung des Gleichnisses auf der Bildebene nicht mehr stimmig ist.

### **Übungsaufgabe 8:**

Vergleichen Sie die beiden synoptischen Fassungen des Gleichnisses vom Gastmahl (Mt 22,1–14 par. Lk 14,16–24), und benennen Sie die allegorischen Elemente in der matthäischen Version (Mt 22,1–14).

Zusatzfrage: Warum ist das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg (Mt 20,1–16) nicht in gleicher Weise allegorisch?

Dann drängt sich aber die Frage auf, wie wir uns bei der Auslegung der Gleichnisse vor »wildem Allegorisieren« schützen können, wie wir also zu einer wissenschaftlich verantwortbaren Auslegung eines Gleichnisses kommen können.